

Ein neues Leben

Bia

In welcher Welt bin ich hier gelandet?

Ehrlich, ich hatte mir meine Begrüßung irgendwie ... herzlicher vorgestellt. Ein Händedruck.

Ein >>Schön, dass du da bist<<. Aber nein! Stattdessen bekomme ich eine Predigt über Traditionen und Verantwortung serviert. Herzlich willkommen auf Schloss Kaltfront!

„Die Traditionen unseres Hauses sind zu achten und weiterzuführen.“

Onkel Reinhard's Stimme schneidet durch den Raum, während er mit erhobenem Zeigefinger doziert.

„Das bedeutet vor allem, Verantwortung gegenüber der Familie zu übernehmen. Um dem nachzukommen, sind solide Kenntnisse und harte Arbeit erforderlich.“

Ach, solide Kenntnisse und harte Arbeit also. Genau das, was ich mir unter einem warmen Empfang vorgestellt habe.

Sein Blick, stechend wie ein Bohrer, heftet sich auf mich, als würde er prüfen, ob ich seine edlen Prinzipien auch nur ansatzweise verkörpere. Seine dünnen Lippen verschwinden zusehends im zur strengen Mine verzogenem Gesicht. Seine hohe Stirn ist von tiefen Falten durchzogen, so als ob das gesamte Gewicht aller Familientraditionen allein dort lastet und ihn zu Boden ringt. Die ergrauten Haare und buschigen Brauen geben seinem strengen Ausdruck zusätzlich die richtige Würze. Keine Frage, er wirkt wie ein strenger Patriarch, dem das Leben jegliche Fröhlichkeit aus dem Gesicht gebügelt hat.

Kaum ist die Moralpredigt verklungen, folgt der obligatorische Lebenslauf. Ein Best-of seiner eigenen Großartigkeit: Adelsfamilie mit Landbesitz, Internat in der Schweiz, Betriebswirtschaftsstudium in St. Gallen. Pflichtbewusst, selbstverständlich. Danach die ehrenvolle Übernahme des landwirtschaftlich geprägten Familienunternehmens. ... Applaus, Applaus!

Ich sitze da, umgeben von dunklen Holzvertäfelungen und Möbeln, die mehr Geschichten erzählen könnten als Onkel Reinhard je zulassen würde. Sein Arbeitszimmer riecht nach altem Leder, Machtanspruch und einer ordentlichen Prise Staub vergangener Jahrhunderte. Und während er weiter doziert, frage ich mich: Was bitte hat das hier mit einem Willkommensgruß zu tun? Meine Antwort erhalte ich umgehend, in Form einer Hausangestellten. Kaum endet der Vortrag, erscheint sie in der Tür. Ohne auch nur ein Wort zu verlieren, geleitet sie mich hinaus, führt mich durch endlose Flure, als wäre ich eine neue Angestellte, die eingewiesen werden muss. Immerhin wartet in meinem Zimmer ein Tablett mit ein paar Häppchen und einem Getränk auf mein Erscheinen.

Wenigstens ist für mein leibliches Wohl gesorgt. Für eine so traditionsbewusste Familie fast schon modern, kichere ich belustigt in mich hinein.

Doch das Lachen soll mir schon bald vergehen. Denn kaum sind meine Kleidungsstücke im Schrank eingeordnet, das Badezimmer in Besitz genommen und die Speisen verzerrt, macht sich auch schon bohrende Langeweile breit, die durch nichts, aber auch wirklich nichts unterbrochen wird.

Ich warte, artig, Stunde um Stunde, dass mich irgendjemand aus meinem Zimmer beordert, das etwas passiert, irgendetwas, das mir zeigt, sie haben ein klein wenig Interesse an mir. Aber nein. Vergebens. Niemand schert sich um meine glorreiche Ankunft.

Niemand!

Ich zucke mit den Schultern. Nun gut, dann übernehme ich eben selbst die ehrenvolle Aufgabe, mir diesen ersten Tag zu versüßen.

Wer, wenn nicht ich?

Das Wetter zeigt sich immerhin von seiner besten Seite, fast so, als wolle es mir zuraunen: *Kopfhoch, Prinzessin, das Leben geht weiter*. So wie es mein Vater früher immer getan hatte.

Mit einem gleichgültigen Gesichtsausdruck verlasse ich also das kühle Gemäuer. Tschüss Tradition und Verantwortung. Und folge dem Ruf der Natur.

In stiller Andacht, oder eher in resignierter Gleichgültigkeit, betrete ich einen Dom des Friedens. Es ist ein makelloser Herbsttag. Die Sonne thront am strahlend blauen Himmel, schickt wärmende Strahlen auf meine Haut, als wolle sie sich für all die Kälte entschuldigen, die mein Leben in letzter Zeit erfasst hat.

Die Bäume stehen kahl. Ihre knorrigen Äste recken sich wie klagende Arme in den Himmel. Einige vereinzelte Blätter trotzen tapfer dem Verfall, leuchten in satten Farben. Kleine Feuerzungen in einem sterbenden Wald.

Unter meinen Füßen raschelt das Laub, als ob es mir applaudieren würde: *Herzlichen Glückwunsch, du hast es geschafft. Willkommen in der absoluten Einsamkeit.*

Kleine Zweige brechen mit einem leisen Knacken. Die letzten Vögel singen ein Lied, das kaum fröhlicher klingt als meine Gedanken. Trostlos. Fast, als würden auch sie Leere in sich tragen. Leben sie ebenfalls apathisch in den Tag hinein? Haben auch sie alles verloren, was ihr Herz einmal höher schlagen ließ? Brennt ihre Seele in Flammen, so wie meine?

Ich stöhne auf. Der Schmerz, die Trauer sind unerträglich. Sie wollen nicht vergehen. Sie gleichen einem schwarzes Loch, das sich unerbittlich in mein Herz frisst und meiner Welt die Farben raubt. Bereits vor meiner Abreise begann ich mich zu hassen. Ich begann meine Heimatstadt zu hassen. Ja, ich verabscheute ihre ausgedehnten Häuserschluchten, in die nur selten ein Sonnenstrahl traf und sich der Smog und die Kälte sammelte. Ich kämpfte mit ihrer Enge, die mich erdrückte und mir den Atem nahm. Egal wohin ich mich auch wendete, immer standen mir Mauern gegenüber. Niemals konnte ich meinen Blick schweifen lassen. Niemals einen Schritt frei machen. In den U-Bahnen, in den Läden und an den Bahnübergängen drangen sich Menschenmassen und zerquetschten einander. Ich wurde des unzumutbaren Verkehrs und Lärms überdrüssig. Unaufhörlich schoben sich Blechlawinen durch die Straßen, verstopften die Kreuzungen und verpesteten die Luft. Der Lärm ebte niemals ab. Ewig hörte man das Quietschen der S-Bahnen, das Knattern der einfahrenden Züge in den Bahnhof, das Hupen der Autos und Mofas, das laute Anfahren der Sportwagen, das Donnern der Lastkraftwagen, die laute Musik von mitteilenden Bürgern, den Lärm von Baustellen ...

Die allgemeinen Motorgeräusche der stets fahrenden Autos untermauerten die Melodie des Verkehrs mit einem gleichtönigen Bass. Wurde es doch einmal unvermittelt ruhiger, zerstörten Sirenen von Polizei oder Krankenwagen die Stille. Zusammen bildeten diese Krachproduzenten ein Orchester, welches ununterbrochen die ewige Sinfonie der Stadt spielte.

Doch noch mehr als den Verkehr begann ich, die Menschen der Stadt zu hassen. Ich verachtete ihre Oberflächlichkeit, ihre Arroganz. Nach Außen rühmten sie sich ihrer Weltoffenheit, ihrer Freundlichkeit und ihrer Toleranz. Im Privaten aber kämpften sie täglich ums Überleben. Ein jeder versuchte über den anderen emporzusteigen. Die Konkurrenz war groß und der Kampf hart. Jeder war sich selbst der Nächste.

Sie nannten es die Anonymität der Großstadt. Ich dachte dagegen, sie jagen ein Phantom. Sie waren paranoid. Ihre kalte, leere Welt drehte sich um nichts herum. Sie war so hohl und dumpf wie mein trauerndes Herz.

Warum mein Herz trauert, fragt ihr?

Nun, mein Schicksal hat sich einen besonders perfiden Scherz erlaubt. Kaum hatte ich meinen Schulabschluss in der Tasche – hurra, endlich frei – da schlug das Leben erbarmungslos zu. Mein Vater, mein Fels in der Brandung, erkrankte an dieser scheußlichen Pest unserer Zeit. Krebs! Darmkrebs, um genau zu sein. Klingt nicht nur grausam, ist es auch. Die ständigen Schmerzen zwangen ihn zum Arzt. Und wir, meine Schwestern Mina und Diana und ich, wussten sofort, was dieses Todesurteil bedeutete. Es folgte eine emotionale Achterbahnfahrt, die selbst der kühnste Jahrmarkt nicht besser hätte inszenieren können. Vater kämpfte. Tapfer. Heldenhaft, wie ein Ritter ohne Rüstung. Operation um Operation. Chemotherapie auf Chemotherapie. Der ganze glanzvolle Katalog. Für einen kurzen Moment schien es, als hätte er die Krankheit überlistet. Doch dann ... Überraschung! ... kam der nächste Rückschlag. Zweimal raffte er sich auf. Einmal, weil Mina Nachwuchs erwartete. Er wollte offenbar den Opa-Titel doch noch tragen. Und dann noch einmal, weil ich meinen Abschluss machte. Für ein paar Monate klammerte er sich ans Leben. Doch das Unausweichliche ließ sich nicht aufhalten. Sechs Wochen ist es nun her. Sechs Wochen, seit er nach meinem Studienabschluss zusehends abbaute, vom Dauerfieber geplagt. Wir mussten ihn nachts ins Krankenhaus einweisen. Wenige Tage später waren wir drei jungen Frauen verwaist. Und unsere Eltern? Die hatten gerade so das erfüllt, wozu die Natur sie schuf: Kinder gebären und großziehen. Und jetzt?

Jetzt stehe ich hier, mit all der herrlichen Leere, die der Tod hinterlässt. Und einem Rucksack auf dem Rücken mit einem besonderem Gewicht.

Missmutig kicke ich einen Stein zur Seite. Ein weiterer Erfolg in meinem erbärmlichen Leben. Wirklich!

Große Klasse!

Innerhalb eines Jahres ist mein Leben implodiert.

Wenn nicht Tante Filippa gewesen wäre...

Ich hätte tun und lassen können, was ich wollte. Wenn ich denn nur gewollt hätte. Wenn nicht die Sehnsucht nach dem Verlorenen so tief gesessen hätte. Wenn sie mich nicht so beschäftigt hätte. Nichts wog vor einigen Tage schwerer als der Verlust dessen, was einmal mein Glück ausgemacht hatte.

Und da, im Moment meines tiefsten Falls, kam der Anruf von Tante Filippa. Sie bot mir eine Assistentenstelle in dem von ihr geführten Institut an. Scheinbar tat ich ihr leid.

Sie hatte an der Trauerfeier teilgenommen, obwohl wir zu diesem Zweig der Familie seit Jahrzehnten keinen Kontakt pflegten. Dennoch, sie kam und bot uns einen unvergesslichen Auftritt. Sie fuhr in einer schwarzen Limousine vor. Und dann ihre Aufmachung! Sie wirkte überaus edel und gleichzeitig zurückhaltend. Zutiefst bestürzt schniefte sie in ihr mit Spitze besetztes Taschentuch.

Trotz ihrer offensichtlichen Rührung behielt sie ihre äußere Fassung. Dabei wirkte sie so, als würde sie jeden Moment ein Familiengeheimnis lüften. Was ich sehr interessant fand.

Nach der Beerdigung sprach sie uns ihre Beileidsbezeugungen aus, erkundigte sich nach unseren Situationen und fuhr wieder davon. Auf mich hinterließ sie dennoch einen bleibenden Eindruck.

Ihre Aufwartung und ihr Auftreten hatten mich überrascht. Aber in noch größeres Erstaunen versetzte mich ihr Anruf, der einige Tage danach kam. Überrumpelt von ihrem Angebot, verlassen von aller Welt, Mina in ihrer Vorstadtidylle gefangen und Diana auf dem Weg nach München, sagte ich aus reiner Verzweiflung zu, ohne auch nur im geringsten über die Folgen dieses Schrittes nachzudenken.

Warum?

Typisch für mich.

Wer ich bin?

Der Inbegriff gesellschaftlicher Frohnatur. Kontaktfreudig. Lebenslustig. Offen. Nicht meine Schlagworte. Ich bin eher das stille Wasser. Tief. Dunkel. Und wahrscheinlich für die meisten schlichtweg langweilig. Neue Menschen kennenlernen? - Eine Katastrophe für mich.

Und genau das brach mir das Genick.

Seit Vater von uns ging, breitete sich in mir eine ermüdende Leere aus. Einsamkeit wurde mein treuester Begleiter. Jemanden, mit dem ich über diese schwarze Wand aus Angst und Kummer sprechen konnte, fand ich nicht.

Mit Mina und Diana konnte ich meinen Kummer nicht teilen. Jeder von uns rang auf seine eigene Art mit dem Verlust. Jeder kämpfte für sich, gegen die gähnende Leere, die blieb, weil das Herzstück der Familie fehlte.

Seufzend lasse ich mich auf eine Bank nieder.

Sehe mich um.

Die Welt schweigt. Noch immer.

Endlich.

Endlich jemand, der mich versteht.

Ich atme tief ein, rieche sie, die erdige Luft, die schwer vom Duft des Herbstes meine Lungen füllt.

Und merke es sofort. Die Luft, sie riecht nicht nur nach nassem Laub, sie riecht nach Vergänglichkeit, nach ...

Ich schüttele den Kopf.

Wie passend!

Als wüsste sie, was mir gleich bevorsteht.

Ich genehmige mir einen weiteren tiefen Zug. Es ist absurd, doch ich habe das Gefühl, hier versteht mich jemand. So als hätte man ein Zuhause gefunden, nachdem man gar nicht gesucht hat.

Ich halte kurz inne.

Beobachte die Umgebung, beobachte mich. Wie ich diese von Vergänglichkeit geprägte Luft in mich aufsauge. Mit jedem Atemzug wird mein Kopf klarer. Meine Nerven beruhigen sich. Und ich spüre mich endlich wieder. Stärker als je zuvor.

Die Natur, sie flüstert nicht. Sie schreit nicht. Sie ist einfach. Und das ist genau das, was ich jetzt brauche. Es fühlt sich an, als hätte sich der ganze Frieden der Welt genau hier, an diesem Ort versammelt, fernab vom Lärm der Zivilisation und all ihren Katastrophen.

Ich fahre mir durch das Haar. Ich weiß es. Es ist nur eine trügerische Erleichterung, aber immerhin ist es eine.

Also strecke ich genüsslich die Beine aus. Die Sonne kitzelt mein Gesicht, während ich die Augen schließe und für einen Moment den Schmerz vergesse, mich in der Wonne dieser befriedenden Kraft

verliere. Vielleicht, nur vielleicht, ist dieser Tag doch nicht völlig verloren, denke ich aufatmend bei mir.

Mit neuem Elan setze ich meine Tour fort, die mich sodann durch ein naturbelassenes Waldstück führt und an einem kleinen Aussichtsplateau endet, auf dem sich einige Wanderer und Spaziergänger tummeln. Hier mache ich abermals eine Rast.

Bereits nach kurzer Zeit weckt ein junger Mann mein besonderes Interesse. Er ist in etwa in meinem Alter und einen Kopf größer als ich. Seine legere Kleidung betont seine athletische Figur, was mir sofort auffällt, die er aber selbst scheinbar kaum beachtet. Gedankenverloren durchquert er mehrmals den Bereich vor meiner Bank. Sein Blick haftet dabei auf dem Boden, als suche er etwas. Von den Menschen um sich herum nimmt er keine Notiz.

Neugierig beobachte ich ihn eine Weile.

Was er wohl mit solcher Hartnäckigkeit sucht?

Ein Schmuckstück?

Einen Schlüssel?

Geld?

Etwas von Bedeutung?

Von Mitgefühl erfasst, senke auch ich den Blick, suche den Boden nach irgendeinem auffallendem oder vielleicht auch glitzerndem Ding ab.

Vergeblich.

Der Boden bleibt Erde, Stein und Gras.

Und ich?

Ich habe genauso viel Erfolg wie der Fremde.

Lediglich mein offenes Schuhband springt mir ins Auge.

Also erhebe ich mich träge von der Bank, um den Fehler zu beheben. Da erklingt plötzlich eine Männerstimme über mir.

„Was machst du da am Boden?“

Überrascht blicke ich auf, direkt in das Gesicht des Suchenden.

Seine Augen mustern mich mit ehrlichem und gleichzeitig misstrauischem Interesse.

„Hast du etwas verloren?“

Verloren?

Ja, das habe ich.

Ein gequältes Lächeln schleicht sich auf meine Lippen.

Um aber nicht gleich in Tränen auszubrechen, so gut kennen wir uns ja schließlich nicht, versuche ich es mit einem sarkastischen Spruch.

„Ich nehme gerade Anlauf. Ich laufe vor dem Verlust davon.“

Seine Nasenspitze kräuselt sich.

Ohne ein weiteres Wort wendet er sich von mir ab.

Ich höre ihn nur noch etwas brummen, kann es aber nicht mehr verstehen.

Super! Besser geht es nicht, Bia!

Das hättest du dir echt verkneifen können.

Endlich hat jemand Interesse an dir und du jagst ihn davon.

„Hast du etwas verloren?“, rufe ich ihm hastig nach.

Vielleicht kann ich die Situation ja noch retten.

Da dreht er sich noch einmal um.

Ein verschmitztes Lächeln umspielt seine Lippen. Und meine Augen, die werden groß bei seinem nächsten Ausspruch.

„Nichts, was ich wirklich brauche. Das ist kein Problem.“

Kein Problem!

Wie kann es kein Problem sein, etwas zu verlieren?

Wie kann das sein?

Ich werfe mich zurück auf die Bank. Mein Blick gleitet in die Ferne.

Wie kann es kein Problem sein, wenn man etwas verliert, nachdem man so intensiv sucht, wie er eben?

Ich versinke in meinen Gedanken, in meinem inneren Gefühlschaos.

Irgendwann richte ich meine Aufmerksamkeit wieder zurück zum Plateau. Doch da ist der Fremde bereits verschwunden.

Also werfe ich mir achselzuckend den Rucksack über die Schultern.
 So gern ich mich weiter mit dem Nicht-Problem des Fremden beschäftigen würde, ich habe noch eine Aufgabe von immenser Tragweite zu erfüllen. Gedanken über ihn kann ich mir auch später noch machen.
 An der nächsten Gabelung entscheide ich mich für einen schmalen Pfad.
 Ruhig.
 Menschenleer.
 Wieder typisch.
 Einsamkeit, ganz exklusiv für mich.
 Keine Menschenseele weit und breit. Genauso wie ich es will.
 Nach einem kleinen Anstieg eröffnet sich mir bald der Anblick meines neuen Zuhauses, Schönblick, eine ehemalige Klosteranlage. Die Mauer um diese wirkt von hier oben fast symbolisch, wie ein Schutzwall gegen alles, was draußen bleiben soll. Oder drinnen. Je nachdem.
 Mein Blick überfliegt die Gebäudeansammlungen. Das größte Wohngebäude auf dem Gelände war damals sicher die Residenz der frommen Nonnen. Und ähnlich wie damals beherbergt es heute ebenfalls junge Damen. Nur das diese nun als farbenfrohe Kleckse das graue Innenleben aufpeppen. Sie sind eine Horde kichernder Teenager, die glauben, das Leben bestünde aus Selfies und Seifenblasenweisheiten.
 Einige von ihnen konnte ich am Beginn meines Ausfluges bereits inspizieren.
 Ebenfalls in Erfahrung habe ich bereits den Lageplan des Klosters und seiner Gebäude gebracht.
 In den an den Hauptgebäuden angrenzenden, restaurierten Scheunen befinden sich ein Naturkundemuseum, eine Künstlerwerkstatt und natürlich eine Töpferei. Die darf in keiner Klosteranlage fehlen. Man gönnt sich ja sonst nichts.
 Für die seelische Erbauung sorgt ein kleiner Buchladen direkt neben einem Café, das in einer ehemaligen Stallung residiert. Ein Ort für Latte Art und Lebenskrisen.
 Eigentlich wie für mich geschaffen.
 Von hier oben kann ich nun auch die Teile der Außenanlage erspähen. Nördlich liegt ein Klostergarten samt Gehege für Ziegen.
 Ich rümpfe die Nase.
 Ein Idyll auf Bestellung.
 Mir wird schlecht.
 Diese kleine Welt, in sich abgeschlossen, ist perfekt, wenn man vor der großen Welt Reißaus nimmt.
 Auf den ersten Blick.
 Auf den zweiten?
 Ich erinnere mich, dass ich bei meinem Aufbruch den Weg durch ein Seitentor nahm, vorbei an einem Spielplatz, hinauf in den Wald mit dem altem Baumbestand.
 Von der Anhöhe aus wirkt der Wald jetzt wie eine dramatische Kulisse für die künstlich angelegten Karpfenteiche südlich der Anlage.
 Der Anblick jagt mir sofort einen Schauer über den Rücken.
 Romantisch kann dies nur jemand finden, der auf morbide Märchen steht.
 Ob Vater genau deshalb hierher wollte?
 Wir werden es wohl nie erfahren.
 Mit zitternden Fingern ziehe ich einen knittrigen Briefumschlag aus meiner Jackentasche. Den Inhalt kenne ich längst auswendig. Ich habe ihn in Gedanken bereits hundertmal zerlegt und wieder zusammengesetzt. Hunderte Male gelesen. Und tausendfach verflucht.
 Es ist sein letzter Wunsch.
 Und absurder hätte er kaum sein können.
 Wir, seine Töchter, sollen seine Asche im See, ausschließlich in diesem See zu Füßen dieses Waldes, in einem Fischteich, versenken.
 Romantisch?
 Geheimnisvoll?
 Oder einfach nur eine letzte, sinnlose Laune?
 Ich weiß es nicht.
 Dennoch, seinen letzten Wunsch will ich ihm nicht verwehren.
 Das wollten wir nie. Wir wussten bis vor ein paar Tagen nur nicht, wie wir ihn umsetzen sollten.

Tante Filippa brachte schließlich Bewegung in unsere ratlosen Überlegungen. Ihr Anruf und das damit verbundene Angebot eröffnete uns neue Perspektiven.

Und was soll ich sagen?

Nun bin ich hier, um die Asche meines Vaters, die wochenlang in einem alten Holzschrank aufbewahrt wurde, endlich an seinen letzten Bestimmungsort zu bringen.

Für ihn war es ein makaberer Roadtrip in Brottüten.

Ja, richtig: in Brottüten.

Diana, mit ihrer berüchtigten nüchternen Art, schüttete die Überreste, SEINE Überreste, seelenruhig hinein, als handle es sich um Mehl.

Mit einem Klebestreifen luftdicht verschlossen, eingetütet in eine Gefriertüte, die wir sorgfältig verknöteten, ging unser Vater letztlich auf seine letzte Reise, unscheinbar verpackt in einer Kosmetiktasche, die ich nun in meinem Rucksack mit mir herum trage.

Ich reibe mir die Gänsehaut vom Arm.

Das ist alles so unwirklich.

So absolut abnormal.

Sicher, wer sich sein ganzes Leben über alles hinweggesetzt hat, verdient auch im Tod einen angemessen skurrilen Abschied. Aber moralische Bedenken, Zweifel an der Gesetzestreue, die habe ich schon.

Ich atme deshalb lieber nochmals tief durch, bevor ich mich von dem Anblick abwende und den Abstieg beginne.

Endlich am Ufer angekommen, inspiziere ich die Gegend genauestens. Ich will schließlich nicht von unschönen Überraschungen dabei eingeholt werden.

Auf dem Wasser ziehen Enten gemächlich ihre Bahnen, geschützt vom überhängenden Geäst einer alten Weide in Ufernähe. Ihre Bewegungen wirken sorglos, als ob das Leben nichts weiter als eine unruhige Abfolge von Tagen am Wasser ist.

Unweit meines Standorts entdecke ich zum Glück ein kleines Boot. Mein Entschluss ist schnell gefällt. Mit diesem unscheinbaren Gefährt werde ich die Mitte des Sees mühelos erreichen können. Gegen eine kurzzeitige Leihgabe hat sicher niemand etwas einzuwenden.

Mit einem dumpfen Platschen gleitet die Leihgabe ins Wasser. Es kostet mich einige Mühe, in das wacklige Ding hinein zu steigen. Doch irgendwie schaffe ich auch dies.

Mit kräftigen Ruderschlägen, die meine Arme brennen lassen, nähere ich mich schließlich meinem Ziel. Als ich endlich innehalte, den Rucksack von meinen Schultern schwingen, zittern meine Finger erbärmlich. Der Moment ist gekommen.

Ich beiße mir vor lauter Anspannung auf die Lippen.

Mit bebenden Herzen ziehe ich die Gefriertüte mit der Asche unseres Vaters hervor. Für einen kurzen Moment verharre ich. Mein Herz hämmert bis zum Hals. Mein ganzer Körper bebt.

Dies ist er nun – der letzte gemeinsame Augenblick.

Jetzt bleibt mir nur noch das endgültige Lebewohl.

Ich blicke auf, richte meinen Blick von der Tüte auf den See.

Die Stimmung, die mich dabei umfängt, ist anders, als ich erwartet hatte. Keine bedrückende Schwere, kein aufwühlender Schmerz. Stattdessen liegt irgendwie eine stille Hoffnung in der Luft, fast als wollte der See selbst Trost spenden.

Die Sonne glitzert wie flüssiges Gold auf der Wasseroberfläche.

Wellen tanzen sanft um das Boot, während eine der Enten flatternd davon stiebt.

Der Klang ihrer Flügelschläge hallt kurz nach.

Dann ist wieder Stille.

Tiefe, heilige Stille.

Nur das leise Schaukeln des Boots begleitet mich.

Vorsichtig knie ich mich auf den Boden und beuge mich über den Rand. Das Boot neigt sich leicht zur Seite. Ich halte den Atem an. Zeremoniell öffne ich die Gefriertüte. Die darin verborgenen Brottüten lege ich behutsam auf die Wasseroberfläche. Langsam saugt sich das Papier mit Wasser voll, wird schwer, zerfällt. Die Asche rieselt sanft hindurch, tanzt einen Moment in den Wellen, bevor sie sich still in der Tiefe des Sees verliert.

„Wo du jetzt auch immer bist ... ich hoffe es geht dir gut“, murmele ich bewegt.

Meine Stimme klingt fremd. Wie aus der Ferne.

Lange sehe ich dem Wasser nach. Es bleibt ruhig, als wäre nichts geschehen. Keine Spur, kein Zeichen von dem, was eben geschah.
Nur Stille.
Endlose Stille.
Erst als der sanfte Doppelschlag der Kirchenglocke über den See hallt, löse ich meinen Blick von der glitzernden Oberfläche.
Ich habe die Zeit vergessen.
Ich sollte zurückzukehren.
Eventuell vermisst mich inzwischen jemand.
Also bringe ich mit kräftigen Schlägen das Boot an seinen Lagerplatz zurück, ziehe es an Land und mache mich auf den schnellsten Weg zurück zur Klosteranlage.
Doch kaum komme ich dem Anwesen näher, winkt mir – wer hätte es gedacht – der Sucher von vorhin zu. Er steht auf der gegenüberliegenden Seite einer Wiese.
Wieder fällt mir auf, wie sein Shirt seine sonnengebräunte Haut und seine athletische Figur perfekt betont. Seine hellen Sneakers runden sein Outfit perfekt ab.
Ein wandelndes Mode-Magazin in freier Wildbahn.
Dieser himmlische Adonis ruft mir etwas zu.
Und natürlich, verstehe ich kein Wort.
Distanz, Wind, naja das übliche.
Ich könnte vernünftig sein und wie jeder normale Mensch den längeren Weg um die Wiese herum nehmen.
So in etwa dreißig Meter.
Dreißig!
Aber nein.
Nicht Bia.
Zehn Meter quer über eine harmlose Wiese klingen doch viel verlockender.
Oder?
Was sollte schon passieren?
Das Gras sieht trocken aus.
Doch der Schein kann trügen.
Was ich nicht weiß, der Regen der letzten Tage und der frisch angelegte Boden unter dem abgetrockneten Gras werden mir einen kleinen Höllenritt bereiten.
Aber wer kann schon mit so was rechnen?
Mit entschlossener Dummheit betrete ich also den Rasen. Und merke nach den ersten Schritten schnell: ein Fehler. Feuchte Erde klebt sich an meine Schuhe wie schlechte Entscheidungen an mein Leben.
Adonis stellt sein Winken ein.
Stattdessen starrt er mich nun an.
Sicher denkt er gerade: *Na los, mach dich lächerlich.*
Ich?
Gehe stur weiter.
So bin ich eben nun einmal.
Schlechter Plan.
Ganz schlechter Plan.
Mit jedem Schritt zieht mich jetzt der Boden tiefer.
Die Erde scheint mich leidenschaftlicher als je ein Mensch zuvor umarmen zu wollen.
Doch zum Umkehren ist es zu spät.
Ich stecke fest.
Wortwörtlich.
Und der junge Mann?
Der amüsiert sich bis zum Gehtnichtmehr.
Seine perfekten Gesichtszüge zieren nun ein keckes Schmunzeln. Ein paar kastanienbraune Strähnen fallen ihm lässig in die Stirn.
Natürlich fährt er sich umgehend durch das Haar. Als hätte ich nicht genug Grund zur Frustration.
Während er die Vorstellung seines Lebens genießt, versinke ich weiter bis zu den Knien. Der Boden unter mir fühlt sich plötzlich wie Treibsand an. Nur irgendwie peinlicher.

Ich verziehe angewidert das Gesicht.
Und da passiert es.
Mein Gegenüber lacht.
Offen.
Perfekte, schneeweiße Zähne blitzen auf.
Natürlich hat er auch noch ein makelloses Lächeln.
Wie ungerecht kann die Welt noch werden?
Ich beginne zu fluchen.
Laut.
Überaus frustriert.
Endgültig entnervt.
Aber wie es im Leben so ist. Ein Unglück kommt selten allein. In diesem Moment frischt der Wind auf. Ich, bis zu den Knien in Mutter Erde versunken, mit wackeligem Stand, versuche mich dagegen zu stemmen. Was mir anfangs gut gelingt. Jedoch die nächste Böe, die bringt mich schließlich zum Stürzen.
Rückwärts.
In den Schlamm.
Punktlandung!
Adonis?
Der krümmt sich jetzt vor Lachen. Hält sich den Bauch. Weiß nicht mehr ein noch aus.
Ich hingegen sitze da. Von oben bis unten im Dreck.
Symbolischer hätte mein Tag nicht enden können.
„Hilf mir!“ , flehe ich schließlich mit zitternder Stimme, weil Stolz hier nun wirklich nichts mehr retten könnte.
Sein Lachen versiegt, langsam, aber immerhin.
Gnädig schaut er sich um. Wahrscheinlich auf der Suche nach einer Krone, die er mir als Trost überreichen könnte.
Trottelt des Tages!
Aber stattdessen reicht er mir nach kurzer Suche einen Stock, den ich dankbar ergreife.
Er zieht.
Ich zerre am Stock, als hinge mein Leben davon ab. Doch man ahnt es kaum. Meine Füße bleiben im Boden verankert.
Offenbar hat die Erde beschlossen, mich für immer zu behalten.
Auf meinem Gesicht zeichnen sich inzwischen sämtliche Emotionen ab. Doch eine erringt so langsam die Oberhand.
Verzweiflung.
Pure, schamlose Verzweiflung.
Ich will bereits aufgeben, da empfiehlt mir Adonis mit einem Tonfall, als spräche er mit einem Kleinkind:
„Versuch aus deinen Schuhen zu schlüpfen.“
Meine Augen weiten sich.
Mein Kiefer klappt herunter.
Barfuß im Matsch?
Genau mein Traum!
Vehement spreche ich mich gegen diesen Vorschlag aus.
Doch Adonis?
Der lässt nicht locker.
Er redet auf mich ein, bis ich mich meiner selbst nicht mehr sicher bin.
Was bleibt mir da noch übrig?
Ich folge leicht widerwillig seinem Rat. Und siehe da. Es funktioniert. Ich stehe auf festem Boden.
Barfuß.
Von Kopf bis Fuß voller Schlamm.
Und sehe schließlich zu, wie die Erde meine Schuhe verschluckt, weil sie kein Körper mehr auseinander drückt.
Ganz so als hätten sie nie existiert.
Ein weiterer Teil meines Lebens, der mich am heutigen Tag verlässt.

Vielleicht aber auch, weil man ein neues Leben niemals mit den alten Schuhen beginnen soll.
 Wer weiß das schon?
 Ich weiß nur eines, wie peinlich diese Aktion ist.
 Wie das Schlammmonster aus den Sümpfen stehe ich jetzt neben den wohl heißesten Typen seit meiner Schulzeit.
 Einfach unübertroffen!
 Das sollte mir erstmal jemand nachmachen.
 Schmachvoll trotte ich neben meinem Retter zurück nach Hause. Meinem neuen Zuhause. Und weil das Maß noch nicht voll ist, stellt sich schnell heraus, dass er niemand anderes als mein Großcousin Armin ist, mit dem ich zukünftig unter einem Dach leben werde.
 Was für ein Einstieg?
 Ich möchte nur noch im Boden versinken.
 Oder auch nicht.
 Das hatten wir eben.
 Barfuß, verdreckt und mit gesenktem Blick stehe ich schließlich im Voyeur oder wie man hier den prunkvollen Eingangsbereich des Landadels nennt.
 Natürlich, wie sollte es anders sein, taucht zufällig das Oberhaupt des Hauses auf. Dramatischer Augenaufschlag inklusive.
 Er mustert mich von Kopf bis Fuß als hätte ich eine kulturelle Katastrophe ausgelöst. Kein aufmunterndes Wort. Nicht einmal ein mitleidiges Nicken. Nur dieser eine, entrüstete Blick.
 Ein weiterer Willkommensgruß, so kalt wie der Marmorboden unter meinen Füßen.
 Als ich wenig später, frisch geduscht, beim Dinner in einem Zimmer mit Mustertapete und antikem Mobiliar sitze, gehen mir die Worte Minas immer wieder durch den Kopf: „Nimm das Angebot nicht an. Du wirst nie dazugehören.“.
 Ach, Mina. Wie recht du hattest. Ich werde sehr wahrscheinlich immer die Dessertgabel für den Hauptgang benutzen, denn ich bin bereits froh, Messer und Gabel auseinanderhalten zu können. Ich werde mich wohl immer wie von einer anderen Art fühlen. Dafür habe ich heute nicht einmal einen ganzen Tag gebraucht. Und ich werde immer eine andere Sprache sprechen. Nicht im eigentlichen Sinne, sondern im übertragenen. Sie werden mich nicht verstehen und ich werde sie wohl nie begreifen.
 Zum Beweis meiner Annahme kichert meine Großcousine Laura leise in ihre Serviette. Mein Dresscode à la Moorleiche trifft hier nicht den Nerv.
 Armin, mein persönlicher Held des Tages, starrt mich seit geschlagenen zwanzig Minuten an, als sei ich ein exotisches Tier im Streichelzoo.
 Peinliche Stille hat sich ansonsten auf die Runde gelegt.
 Ich?
 Ich stochere in meinem Essen herum, als ginge es um archäologische Ausgrabungen. Was es gewissermaßen auch tut, denn ich suche krampfhaft nach meiner Selbstachtung, die mit meinen Schuhen im Erdreich verschwunden ist.
 „Hattest du eine angenehme Anreise?“, erkundigt sich Tante Filippa schließlich mit dem Enthusiasmus einer Wettervorhersage für Regen.
 Ich sehe kurz auf, nicke.
 Was soll ich auch sagen?
 Ja, die Anreise war ein Traum. Besonders der Teil, in dem ich bis zu den Knien im Schlamm steckte und dein Sohn mich retten musste.
 Oder, die eigentliche Beerdigung in eurem romantischen Fischweiher war besonders bewegend.
 Nichts, was man der Gastgeberin direkt aufs Brot schmiert.
 Während sich immer deutlicher abzeichnet, dass Minas Vorhersagen weniger Warnungen als Spoiler waren, wird Gang um Gang serviert.
 Offenbar ist hier eine Mahlzeit ein Marathon, kein Sprint.
 Nach einem unendlichen Leidensweg werde ich irgendwann von meinen Qualen erlöst und kann auf mein Zimmer fliehen.
 Kaum fällt die Tür ins Schloss, atme ich durch und schnappe mir mein Handy. AI ist jetzt mein einziger Verbündeter.
 #Tischmanieren für Anfänger
 #Wie verhalte ich mich in einem Haus voller Aristokraten?

#Wie wende ich einen Vergessenszauber an?